



Die Korruption der Pädagogik durch ihr Ende

Über die Fragwürdigkeit von Abschlusszeugnissen

Markus von Schwanenflügel

Wenn ich mir die Zeit richtig eingeteilt habe, schreibe ich gerne Zeugnisse. Ich blicke zurück auf die Arbeit mit den Kindern und Jugendlichen, ziehe Bilanz – und die Texte sind besondere, weil schriftliche Beiträge in dem Dialog mit dem einzelnen jungen Menschen. Im Idealfall ist es ja ein Gespräch über mehrere Jahre, und ich weiß schon, dass sie oder er mir kurz nach den Sommerferien, wenn wir uns zu einem Beratungsgespräch wieder sehen werden, um die Ziele für das neue Schuljahr gemeinsam ins Auge zu fassen, auf meinen »Brief« antworten wird. Ich freue mich darauf, denn da ich es wichtig finde, persönlich und direkt zu formulieren, haben viele Schüler auch das Bedürfnis, persönlich und direkt zu antworten. Sie stimmen mir zu oder sie widersprechen mir, und ich habe die Möglichkeit, eine Aussage zu relativieren oder sogar noch zu verschärfen, vielleicht auch ganz zurückzunehmen. Selbst dann braucht aber das Zeugnis nicht neu geschrieben zu werden, denn es hat seine Bedeutung ausschließlich in dem Dialog zwischen dem Schüler und mir als Lehrer, der hier vor allem die Aufgabe des Lernbegleiters, des Beraters hat. Je deutlicher der Fokus auf dem »Lernen des Lernens« liegt, umso geringer ist die Bedeutung der Rückmeldung über den Leistungsstand.

In dieser Form sind die Textzeugnisse ein wichtiges Element und gleichzeitig eine jährliche Zäsur in einem dialogischen, kooperativen Lern- und Lehrprozess und gehören für mich zum Kern der Methodik der Waldorfpädagogik. Sie sind, wie viele Hinweise Rudolf Steiners, eine sehr praktische Hilfe für uns Lehrer, nicht nur Beibringer und Beurteiler, sondern auch Berater und Partner (und noch vieles mehr) der Schüler zu sein. (Die sich im Laufe der Schulzeit ihrer Kinder sehr stark wandelnde Rolle der Eltern im Zusammenhang mit den Zeugnissen wäre einer gesonderten Betrachtung wert.)

Ganz anders erging es mir zumeist in den letzten Jahren, denn ich habe inzwischen überwiegend Zeugnisse für Schüler zu schreiben, die die Schule verlassen oder ihr Zeugnis im folgenden Schuljahr »zum Zwecke der Bewerbung« benötigen könnten. Solche Zeugnisse zu schreiben, habe ich keine Lust, denn ich will meine Arbeit gut machen, weiß aber schon vorher, dass ich scheitern werde. Dazu hier einige Beispiele aus meiner Schreibwerkstatt: Muss es nun heißen: Fritz *kann* oder Fritz *konnte* ganzrationale Funktionen differenzieren? Ist es wichtig, dass Tim sich (wenigstens) *bemüht* hat, die physikalischen Gesetze zu verstehen, auch wenn es ihm trotzdem nicht gelungen ist ... aus dem Zeugnis dann also hervorgehen würde, dass er wirklich zu dumm dazu ist? Muss ich nicht doch dem Moritz,

der zwar sein Referat recht ordentlich gehalten hat, ins Zeugnis schreiben, dass er den Text aus dem Netz gefischt hat, schon im Vergleich zu Monica, die zwar mehr gestottert als gesprochen, aber sicher viel mehr Zeit in die Vorbereitung investiert hat? Und was mache ich mit Max, der oft krank war und der behauptet, nein, das wäre ja schon eine Unterstellung, der sagt, dass er mir seinen Hausaufsatz ins Fach hat legen lassen, ich ihn aber dort nicht gefunden habe? ... Könnte er nicht doch dieses Mal die Wahrheit gesagt haben? Das größte Problem ist jedoch, dass die Klasse insgesamt »leistungsmäßig« nicht so gut war. Die Schüler waren in der Epoche faul, klar! Aber lag das nicht doch auch daran, dass ich selbst in der Zeit »privat« gestresst war und irgendwie nicht den richtigen Ton getroffen habe, und meine Vorbereitung auch nicht so optimal war? Nur die drei Grazien, Anna, Sophia und Lena haben sich wie immer nach oben abgesetzt. Die mögen mich ja auch schon seit der 9. Klasse – und ich sie natürlich auch ... Müsste ich nicht fairer Weise alle anderen doch besser bewerten, als sie wirklich waren? Aber: Ist das gerecht? Darf man das?

Je richtiger und besser ich es machen will, umso größer werden die Skrupel, sodass schließlich das Formulieren, wenn ich ehrlich bin – mir steigt die Schamesröte ins Gesicht – darin besteht, in eine Reihe von Satzschablonen möglichst gerecht die bekannten Adjektive einzufügen. Ich beurteile eigentlich Teilleistungen und habe prompt, wenn ich die Gesamtnote für das Fach festlege, das spannende Problem, mit welcher Gewichtung denn nun in der 12. Klasse, z.B. in der Differentialrechnung, ein wunderschön geschriebenes Epochenheft in die Bewertung eingehen kann.

Wenn man beginnt, darüber nachzudenken, warum diese Schwierigkeiten auftreten, bemerkt man bald, dass es daran liegt, dass man versucht, gleichzeitig an zwei Adressaten mit sehr verschiedenen Interessen zu schreiben: an den Absolventen und an seinen künftigen Arbeitgeber – wobei einem auch noch der Kultusminister über die Schulter schaut.

Die große Bedeutung des Abschlusszeugnisses für den Schulabgänger besteht ja darin, dass er es bei jeder künftigen Bewerbung vorlegen muss. Daraus resultiert die sattsam bekannte, gerade für methodisch und inhaltlich engagierte Kollegen frustrierende Rückwirkung auf das Lernverhalten. Der Schüler möchte, ja, er muss ein möglichst gutes Abschlusszeugnis haben. Dafür strengt er sich mit mehr oder weniger großem Erfolg an. Daher versucht er auch mal, nur so zu tun, als wenn er etwas gelernt bzw. geleistet hat, und bemüht sich vielleicht sogar, mich durch seine besondere Freundlichkeit positiv zu stimmen. Ich durchschaue als Lehrer natürlich alle diese durchaus legitimen weil systemkonformen Strategien und kenne auch die anderen Probleme, die mit jeder Formulierung von Zeugnissen verbunden sind: Ich weiß, dass schon die *Beschreibung* einer Leistung auf der Folie eines Wertesystems erfolgt und sie auch immer, ob ich es will oder nicht, als Bewertung bzw. Beurteilung gelesen wird. Mir ist klar, dass die Validität und damit die Gerechtigkeit und auch der prognostische Wert einer Beurteilung abnimmt, je komplexer die Leistung ist, auf die sie sich bezieht. Pünktlichkeit, Kreativität und Sozialverhalten sind also sicher viel schwieriger sachgemäß zu beurteilen als die Leistung im Hundertmeterlauf oder die Fertigkeit, quadratische Gleichungen zu lösen. Und schließlich ist mir im Unterbewusstsein ja ohnehin klar, dass das, was der einzelne Schüler leistet, mehr meinem eigenen Können geschuldet ist als seinem Fleiß oder gar seiner Begabung, ich also eigentlich meine eigene Leistung beurteile. Auch darum stelle ich gerne gute Zeugnisse aus und nicht

nur, weil ich den Schülern ungern Steine in den Weg lege. Dass die Kultusminister sich so vehement für zentrale Prüfungen eingesetzt haben, ist auch ein Zeichen dafür, dass es vielen Lehrern so ähnlich geht wie mir.

Einer gewissen Kontrolle unterliegt mein Hang zur Positivität aber doch – in Mathematik mehr als in Musik – denn etwas peinlich ist es ja schon, wenn im Herbst ein Schülervater, der einen Elektroinstallationsbetrieb hat, anruft und sich beschwert, dass Peter keine Ahnung von Prozentrechnung hat, obwohl er ein gutes Zeugnis in Mathematik hat. Damit müsste ich rechnen, wenn ich seine (bzw. meine) Leistung zu gut beurteile, denn der künftige Arbeitgeber sieht die Sache ganz anders als ich: er will möglichst genau wissen, was der Bewerber tatsächlich kann und möglichst nicht nur das, sondern auch *wie* er ist, welche *Kompetenzen* er hat und welches *Entwicklungspotenzial* noch in ihm steckt. Ihn interessiert sein Persönlichkeitsprofil. Er hätte gerne, dass ich, der ich ja die Schüler so gut kenne, schon mal die Spreu vom Weizen trenne. Er und seine Kollegen – die möglichen künftigen Ausbilder und Arbeitgeber eben – wollen bereits aufgrund der eingereichten Zeugnisse ihre Vorauswahl treffen können. Da die Anforderungen von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz verschieden sind, wäre eine möglichst genaue Rasterung über alle Kompetenzen, über ein differenziertes, standardisiertes Kompetenzprofil ideal.

Der latente Zynismus des Systems ist kaum zu überbieten: Das Schulabschlusszeugnis, in dem eben nicht nur die guten Leistungen vermerkt sind, sondern auch die schlechten, in dem neuerdings wieder festgehalten werden soll, ob der Schüler pünktlich, zuverlässig und höflich gewesen ist – obwohl alle wissen, dass sein Verhalten *in* der Schule ja wesentlich durch die Schule selbst bestimmt wird und zudem oft nur wenig seinem Verhalten *außerhalb* der Schule ähnelt – das Abschlusszeugnis bleibt mit dem Ehemaligen verbunden wie ein Brandzeichen. Immer wieder wird er es vorweisen müssen, weil er sich, flexibel wie er hoffentlich ist, immer wieder um einen neuen Arbeitsplatz bemühen wird und bemühen muss.

Man kann übrigens diese Problematik nicht oder jedenfalls nur ansatzweise dadurch aus der Welt schaffen, dass man nur die positiven Seiten eines Absolventen beschreibt. Jeder, der mit Bewerbungen zu tun hat, weiß, dass jedes »qualifizierende Zeugnis« seinen unsichtbaren Begleiter hat. In ihm ist genau das zu lesen, was in dem vorliegenden Zeugnis nicht steht: Wenn nichts über Pünktlichkeit oder Arbeitstempo gesagt ist, war der Inhaber eben unpünktlich bzw. langsam ...

Die totale Erfassung, das Ranking der gesamten Schulabgänger über die Abschlüsse bzw. die Abschlusszeugnisse gehört zur inneren Logik unseres Schulsystems und ist das Pendant zur Schulpflicht: Nachdem die jungen Menschen aus einem breit gefächerten Angebot von Schulen und differenzierten Curricula formal frei wie aus einer umfangreichen Speisekarte ihr Menü ausgewählt haben, wird am Ende festgestellt, wie sie gewählt und vor allem, wie sie das Genossene verdaut haben. Es wird erwartet, dass jeder ein Schulabschlusszeugnis vorzuweisen hat, d.h. jede und jeder muss sich diesem Screening unterziehen. Dabei sind die staatlichen zentralen Prüfungen der harte Kern eines Kompetenzprofils, das durch Ergänzungen, wie z.B. Waldorfabchlüsse leider nur weiter ausdifferenziert wird.

An der Schnittstelle zwischen Schule und Beruf bzw. weiterführender Ausbildung wird noch einmal deutlich, in welchem Spannungsverhältnis der Lehrer tätig ist: Er ist ein »Dienstleister« – aber wem dient er? Dient er dem einzelnen Kinde oder bedient er die

Gesellschaft? Nach wem richtet sich der Lehrplan? Wer hat ein Interesse daran, dass die jungen Menschen eher mit der Schule fertig sind, dass wieder Kopfnoten eingeführt werden und der Erwerb von »Schlüsselkompetenzen« nicht nur gefördert, sondern auch kontrolliert wird? Welche Kompetenzen sind das denn? Lesen wir sie als Entwicklungsintentionen an den einzelnen Kindern ab, oder werden sie uns von irgendwoher z.B. unter dem Stichwort Globalisierung eingeflüstert? Ist es in Zeiten knapper werdender Arbeit wirklich so wichtig, dass die Schulabgänger möglichst schnell den Arbeitsplatz finden, in den sie optimal hineinpassen?

Natürlich wollen wir Lehrer für die Kinder das Beste. Wir verkennen aber leicht die Effektivität der Gesamtstruktur, in der wir tätig sind: Jede gute Idee läuft Gefahr, *in* diesem und *durch* dieses System entwertet zu werden. Immer wieder denken wir uns etwas Neues aus in der Hoffnung, dass die Schüler intrinsisch motiviert an die Arbeit gehen werden, was sie ja meist zunächst auch tun. Aber oft erlahmt nach kurzer Zeit das Interesse und es tritt die Frage auf, ob das Engagement im Theaterprojekt nicht doch einen Einfluss auf die Zensur im Fach Deutsch haben könnte oder sollte.

Die Situation gerade für die Waldorfschulen ist fatal. Denn spätestens hier wird deutlich, dass jede in Aussicht gestellte Beschreibung einer Leistung z.B. im Rahmen eines Waldorfabschlusses, sei es nun der Einsatz in einem Schauspiel, die Jahresarbeit oder die Mitarbeit im Schülerrat, nicht nur die extrinsische Motivation des Schülers verstärkt, sondern – wie oben gezeigt – auch das oben beschriebene Screening noch verfeinert. Wie man sich leicht klar machen kann, treten alle skizzierten Probleme umso stärker auf, je genauer im Vorhinein festgelegt ist, welche besonderen waldorfspezifischen Leistungen bzw. Kompetenzen beschrieben werden sollen und je größer der Wert eines solchen Abschlusses in der Öffentlichkeit ist.

Aus diesem Dilemma, aus dieser pädagogischen Falle könnte sich die Schule nur befreien, wenn sie sich weigern würde, die Schüler »für Dritte« zu beurteilen. Das, was vor vielen Jahren bereits speziell für das Abitur und den Hochschulzugang herausgearbeitet und gefordert worden ist, gilt generell: Die Schule hat nicht die Aufgabe, vorzusortieren und zu selektieren. Es ist originäre Aufgabe der weiterführenden Bildungseinrichtungen, der Handwerksbetriebe, der Industrie usw. nach jeweils eigenen Kriterien zu prüfen, wen sie ausbilden bzw. einstellen will. Eine solche Befreiung des Schulwesens aus den alt hergebrachten Strukturen und »gesellschaftlichen« Erwartungen ist, das gebe ich gerne zu, eher Utopie als Vision. Umso sorgfältiger sollten wir uns überlegen, was wir in unsere Abschlusszeugnisse hineinschreiben und was nicht. Das Anliegen der Waldorfschule, eine Pädagogik zu realisieren, die sich einzig an den Entwicklungsintentionen der einzelnen Kinder orientiert, war schon immer in Gefahr, vom Ende der Schulzeit her korrumpiert zu werden – und zwar nicht nur, worauf ich vielleicht aufmerksam machen konnte, durch die staatlichen Abschlüsse: Jede individuelle Beurteilung in »Zeugnissen für Dritte« und damit immer einhergehende Standardisierung vergrößert diese Gefahr – auch wenn es sich um »Waldorfinhalte« und »Waldorfkompetenzen« handelt.

Zum Autor: Dr. Markus v. Schwanenflügel, Jahrgang 1950, Studium der Mathematik und Physik, 30 Jahre Oberstufenlehrer, zunächst an der RSS Bochum, später an der Windrather Talschule, seit zwölf Jahren »außerdem« Aufbau des Jugendhofs Naatsaku in Estland; verheiratet, vier Kinder.